MONICA McCARTY

Mein geliebter Highlander

Buch

Der gefürchtete Highlander Tor MacLeod ist fest entschlossen, sich nicht in den Krieg gegen England verwickeln zu lassen. Niemand kann ihn dazu überreden – auch nicht die störrische Christina Fraser, seine allzu verführerische Braut. Doch diese hat ihren eigenen Kopf und ist sich sicher, dass hinter der harten Schale ihres Angetrauten mehr steckt, denn sie spürt Nacht für Nacht, zu welchen Gefühlen und welcher Leidenschaft der sonst so unnahbare Mann fähig ist. Und so versucht Christina waghalsig, endlich seine Liebe zu gewinnen. Dabei gerät die schöne junge Frau jedoch zwischen die kriegerischen Fronten. Plötzlich steht Tor der gefährlichste Kampf seines Lebens bevor: Er muss Christina retten und ihr sein Herz öffnen – bevor es zu spät ist …

Autorin

Monica McCarty studierte Jura an der Stanford Law School. Während dieser Zeit entstand ihre Leidenschaft für die Highlands und deren Clans. Sie arbeitete dennoch mehrere Jahre als Anwältin, bevor sie dieser Leidenschaft nachgab und zu schreiben anfing. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren Kindern in Minnesota.

Von Monica McCarty bei Blanvalet lieferbar:

Mein ungezähmter Highlander (37035) · Der geheimnisvolle Highlander (37061) · Highlander meiner Sehnsucht (37062)

Mit Stolz und Leidenschaft (37403) · Der verbannte Highlander (37540) · Schottisches Feuer (37608)

Monica McCarty

Mein geliebter Highlander

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Anke Koerten

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel »The Chief«
bei Ballantine Books, an Imprint of The Random House
Publishing Group, a division of Random House, Inc., New York

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House fsc-deu-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Januar 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2010 by Monica McCarty
Copyright © 2012 für die deutsche Ausgabe
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung von Motiven von Chris Cocozza und Shutterstock
Redaktion: Sabine Wiermann
LH · Herstellung: sam
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37870-8

www.blanvalet.de

VORWORT

Im Jahre des Herrn 1305.

Nach neunjährigem blutigem Krieg ist Schottland nun fest in englischer Hand. Edward Plantagenet, der mächtigste und unerbittlichste Herrscher der Christenheit, hat den Thron inne, und William Wallace, Schottlands großer Freiheitskämpfer, schmachtet in einem englischen Kerker. Alles scheint verloren, da der große ›Schottenhammer‹ die Stimmen der Rebellion zum Schweigen brachte.

In ihrer dunkelsten Stunde wird die Fackel von Schottlands Freiheit dennoch von Neuem entzündet. Gegen nahezu unüberwindliche Übermacht erhebt Robert Bruce, Earl of Carrick und Lord of Annandale, Anspruch auf den Thron.

Er ist in seinem Kampf nicht allein.

Verloren in den Nebeln der Vergangenheit und fast vergessen lebt die Legende einer geheimen, auserlesenen Schar von Kämpfern fort, von Bruce persönlich aus den entlegensten Winkeln der Highlands und Western Isles zusammengerufen und auserwählt, um die tödlichste Kampftruppe zu bilden, die es bis dahin gegeben hatte.

Zu einer Zeit, da zwischen Leben und Tod nur der Hauch eines Schattens steht, ist das Ziel von Bruces Highland–Truppe nichts weniger als die Befreiung vom englischen Joch.

Um die Männer, die dem Ruf der Freiheit folgten und mithalfen, eine Nation zu schmieden, ranken sich viele Legenden.

PROLOG

Und nie, von heute bis zum Schluss der Welt,
Werden Vergessene wir sein,
Wir wen'gen, wir beglücktes Häuflein Brüder;
Denn welcher heut' sein Blut mit mir vergießt,
Der wird mein Bruder.

William Shakespeare, König Heinrich V., 4. Akt, 3. Szene

Lochmaben Castle,
Dumfries und Galloway, Schottland
28. August 1305

William Wallace ist tot.«

Kurzfristig verschlug es Robert Bruce, Earl of Carrick, Lord of Annandale und einstigem Verweser Schottlands, die Sprache. War der Tod für Wallace seit seiner Gefangennahme vor wenigen Wochen auch unabwendbar, stellte die Nachricht in ihrer Endgültigkeit doch einen schweren Schlag dar. Die Hoffnung, die der tapfere Wallace in seinem Herzen – und im Herzen aller Schotten, die unter dem Joch englischer Tyrannei stöhnten – entflammt hatte, drohte zu erlöschen.

Schottlands großer Kämpfer war tot. Die Fackel würde nun an ihn übergehen – wenn er gewillt war, sie weiterzutragen. Eine schwere und, wie Wallaces Tod bewiesen hatte, tödliche Bürde. Er hatte alles zu verlieren.

Bruce zügelte seine abschweifenden Gedanken und nahm die

Botschaft des Prälaten mit grimmigem Nicken zur Kenntnis. Er bedeutete seinem Freund auf der Holzbank Platz zu nehmen und sich am Feuer zu wärmen. William Lamberton, Bischof von St. Andrews, war bis auf die Haut durchnässt und einem Zusammenbruch nahe, als wäre er persönlich Tag und Nacht von London hergeritten, um die Nachricht zu überbringen.

Bruce goss dunkelroten Wein aus einer Karaffe auf dem kleinen Tisch in einen Becher und setzte sich neben den Bischof.

»Hier, trinkt das. Ihr seht aus, als hättet Ihr es nötig.«

Beide hatten es nötig.

Lamberton nahm mit einem gemurmelten Dank an und trank einen tiefen Schluck. Bruce tat es ihm gleich, doch schmeckte ihm die fruchtige Note des Weins dieses Mal sauer.

Er wappnete sich für den Rest der Botschaft und fragte in gedämpftem Ton:

»Wie?«

Lambertons Blick huschte hin und her. Mit seinem runden Knabengesicht und der erfrorenen roten Nase sah er aus wie ein Gefahr witternder Hase. Ein rundlicher obendrein. Bruce aber ließ sich von der harmlosen äußeren Erscheinung des geistlichen Würdenträgers nicht täuschen. Hinter der unscheinbaren Fassade lauerte ein wacher Verstand, gewitzt und ebenso gerissen wie jener König Edwards.

»Ist man hier sicher?«, fragte der Bischof.

Bruce nickte.

»Ja.« Lamberton tat gut daran, auf der Hut zu sein. Sie waren in seinem Privatgemach sicher, doch war Lochmaben Castle nun Edwards Besitz, und Bruce stand unter Beobachtung. Der König von England nannte ihn seinen Freund, traute ihm aber nicht. Edward war ein Tyrann, freilich ein sehr kluger.

»Niemand kann uns hören«, beruhigte er den Bischof.

»Ich habe mich vergewissert. Sprecht also.«

Lambertons dunkle Augen begegneten seinem Blick, und die Starre, die sich darin spiegelte, kündete von dem Grauen, von dem er nun berichten sollte.

»Er hat den Verrätertod erlitten.«

Bruce zuckte zusammen. Also hatte Wallace leiden müssen. Er nahm es zähneknirschend zur Kenntnis und bedeutete dem anderen mit einem Kopfnicken fortzufahren.

»Man hat ihn hinter einem Pferd drei Meilen durch die Straßen Londons bis nach Smithfield Elms geschleift. Er wurde gehängt, ausgeweidet und gevierteilt, nachdem er entmannt worden war und man seine Eingeweide vor seinen Augen verbrannt hatte. Sein Kopf steckt auf einer Pike an der London Bridge.«

In Bruces Augen loderte der Zorn.

»Hochmut hat Edward den Verstand geraubt.«

Wieder blickte Lamberton verstohlen um sich, doch die einzige Bewegung war das Schattenspiel des Kerzenlichts auf den mit Wandteppichen behängten Steinwänden. Seine Furcht war nur allzu verständlich. Man konnte schon für harmlosere Äußerungen im Tower landen. Als jedoch keine Bewaffneten hereinstürmten, entspannte er sich.

»Ja. Edwards Rachedurst hat einen mächtigen Märtyrer geschaffen. Der Geist des Getöteten wird ihm viel mehr zu schaffen machen als der lebendige Wallace. Ein solch folgenschwerer Fehler sieht Edward nicht ähnlich.«

»Er ist ein Plantagenet.«

Lamberton nickte. Es genügte als Erklärung. Die königliche Familie war bekannt für ihre rasenden Wutanfälle. Bruce war mehr als einmal Ziel eines Zornausbruchs geworden. Bislang hatte er es geschafft zu überleben, doch er wusste, dass er beim nächsten Mal nicht mehr so viel Glück haben würde.

Lamberton, der seine Gedanken las, fragte:

»Ihr seid nicht anderen Sinnes geworden?«

Die Erwartung, die aus dem Blick seines Gastes sprach, legte sich mit lähmender Schwere auf Bruce. Mit einem Schlag sah er alles, was er zu verlieren hatte, vor sich: Ländereien, Titel, sein Leben. Dann dachte er an Wallaces unvorstellbare Qualen. Die Pein musste so grauenhaft gewesen sein, dass der Hieb des Henkerbeils als willkommene Erlösung kam. Schlug Bruce nun die Richtung ein, die Wallace gegangen war, drohte ihm ein ähnliches Schicksal.

Bruce schwankte nur einen einzigen Moment. Er war nur ein Mensch. Noch nicht König, wenngleich die Krone ihm gehörte. Dieses Wissen und der Glaube, der jede Faser seines Seins durchdrang, verliehen Robert Bruce jedoch wieder Mut und Entschlossenheit. Er und nicht Edward war der rechtmäßige König von Schottland. Sein Königreich verlangte nach ihm.

Er würde die Fackel der Freiheit von Wallace übernehmen, koste es, was es wolle.

»Nein, ich bin nicht anderen Sinnes geworden.« Die stählerne Entschlossenheit, die in seinen Worten mitschwang, ließ nichts von dem Augenblick des Zögerns ahnen.

Fünf Monate zuvor hatten Lamberton und er einen geheimen Pakt geschlossen – ein Bündnis gegen alle Rivalen, nicht nur gegen den mächtigsten Herrscher der Christenheit, Edward Plantagenet, gerichtet, sondern auch gegen alle anderen, die Ansprüche auf den schottischen Thron erhoben. Hatte man sich Edwards entledigt, war erst der halbe Kampf gewonnen; seine schottischen Landsleute unter einem Banner zu vereinen, würde ebenso schwierig sein. Innere Zwietracht und blutige Familienfehden hatten es Edward erst ermöglicht, in Schottland Fuß zu fassen.

Lamberton auf seiner Seite zu wissen, nährte die Hoffnung auf Erfolg. Trotz seiner Jugend – Lamberton war ein Jahr jün-

ger als der einunddreißigjährige Bruce – war der Bischof von St. Andrews Oberhaupt der reichsten Diözese und einer der wichtigsten und angesehensten Männer Schottlands. Auch Edward schätzte ihn und hatte ihn jüngst zu einem der beiden Reichsverweser Schottlands ernannt.

»Gut.« Lamberton machte kein Hehl aus seiner Erleichterung.

»Wir müssen bereit sein.«

»Hat sich die Gesundheit des Königs verschlechtert?« Aus der Frage klang unverhohlene Hoffnung.

»Nein. Er ist wieder einmal vom Totenbett auferstanden. Ein Wunder, das zweifellos Wallaces Festnahme zuzuschreiben ist.«

Bruce seufzte. Seine Hoffnung darauf zu setzen, dass Edward ihm den Gefallen tat, im Krankenbett zu sterben, war wohl zu hoch gegriffen. Mit seinem Nachfolger, dem Prince of Wales, der weder die Klugheit noch den eisernen Willen seines Erzeugers besaß, hätte man leichteres Spiel gehabt.

»Worauf müssen wir uns jetzt gefasst machen?«

»Der Tod von Wallace wird die Flamme des Aufruhrs wieder entzünden«, sagte Lamberton.

»Wir müssen dafür sorgen, dass der Brand sich in die von uns gewünschte Richtung ausweitet.«

Hass, weit über jenen hinausreichend, den er für Edward empfand, loderte in Bruce auf.

»Sind Euch Gerüchte zu Ohren gekommen? Führt Comyn etwas im Schilde?« John »der Rote« Comyn, Lord of Badenoch, war sein größter Widersacher und erbittertster Rivale im Kampf um die Krone.

Lamberton zuckte mit den Schultern.

»Gehört habe ich nichts, doch wäre es klug vorauszuplanen.«

Bruce umfasste seinen Becher so fest, dass die Ränder des verzierten Zinngefäßes in seine Hand schnitten. Ja, das Losschlagen seines Feindes war keine Frage des Ob, sondern des Wann.

Sie sprachen noch eine Weile miteinander und erörterten, wer sich wohl auf Bruces Seite schlagen würde und wer nicht. Edwards Schreckensherrschaft der letzten Jahre hatte Erfolg gezeitigt. Es würde kein leichtes Unterfangen sein, die Schotten zu überreden, ihre Piken und Speere gegen die überlegenen englischen Streitkräfte mit ihren berittenen Kämpfern in voller Rüstung einzusetzen.

Bauern und Fischer gegen die Blüte der Ritterschaft. War es Wahnwitz, an eine Chance zu glauben? Wallace hatte es versucht, und jetzt konnte man sehen, was es ihm eingebracht hatte. Den Kopf aufgespießt, den Körper gevierteilt und in alle Gegenden Englands verschickt. Bruces Herz sank angesichts dieses Jammers – nicht nur, weil ein großer Mann sein Leben gelassen hatte, sondern weil seine Heimat sich in einer so verzweifelten Lage befand.

Aus den Fehlern, die Wallace begangen hatte, konnte man aber auch lernen. Wallace hatte bewiesen, dass man den Engländern mit unkonventionellen Kampfmethoden beikommen konnte. Mit Banditentaktik. Bruce schauderte. Der Gedanke behagte ihm nicht.

Er stand auf und ging vor dem Feuer auf und ab, bemüht, mit dem, was er vorbringen wollte, zu Rande zu kommen. Es verstieß gegen alles, woran er glaubte. Aber sie brauchten eine Möglichkeit, um ihre Chancen zu verbessern. Schließlich blieb er stehen und drehte sich zu seinem Freund um, der ihn von der Bank aus stumm beobachtete.

»Wir können nicht gewinnen«, sagte er, frustriert von dieser unbestreitbaren Tatsache.

»Nicht in offener Feldschlacht, Armee gegen Armee. Die eng-

lische Streitmacht ist größer, besser organisiert und viel besser ausgerüstet.«

Lamberton nickte zustimmend. Es war keine neue Erkenntnis.

»Wir müssen zu einer anderen Kampftaktik greifen«, fuhr Bruce fort.

»Keine offenen Schlachten oder langen Belagerungen, keine Reiterattacken. Wir müssen einen Weg finden, ihre Stärke gegen sie zu wenden.«

Der Bischof sah ihn aufmerksam an.

»Wir müssen *unseren* Krieg zu *unseren* Bedingungen führen.«

»Ihr sprecht von Piratentaktik?« Lamberton zog erstaunt eine Braue hoch.

»Das wäre nicht ritterlich.«

Lambertons Reaktion war verständlich. Bruce konnte selbst kaum glauben, dass er diesen Vorschlag machte. Als einer der kühnsten Ritter der Christenheit war er durchdrungen von ritterlichem Wesen. Wie ein Bandit oder Pirat zu kämpfen, lief allem zuwider, woran er glaubte: Regeln, Werte, Ehre.

»Kämpfen wir nach Ritterart, werden wir verlieren«, sagte Bruce entschlossen.

»Armee gegen Armee … da sind die Engländer übermächtig. Aber Wallace hat gezeigt, wie ein Sieg möglich sein könnte – indem man Piratentaktik zu Lande anwendet.«

»Wallace ist untergegangen«, wandte Lamberton ein.

»Aber wir werden etwas haben, das Wallace nicht hatte.« Bruce hielt inne und zog ein zusammengefaltetes Stück Pergament aus seiner Felltasche.

Lamberton nahm das Pergament und überflog die Liste, die etwa ein Dutzend Namen aufwies.

»Was ist das?«

»Meine geheime Armee.«

Lamberton zog eine Braue hoch, unsicher, ob Bruce es scherzhaft meinte.

»Eine Armee von einem Dutzend Männern?« Wieder überflog er die Liste.

»Und wie ich sehe nur ein einziger Ritter darunter?«

»Ritter habe ich schon. Was mir fehlt, sind Männer, die wissen, wie man als Pirat kämpft.«

»Highlander«, sagte Lamberton. Nun erschienen ihm einige der Namen auf der Liste in anderem Licht.

»Und welcher Ort wäre geeigneter, um einen Piraten zu finden, als die Western Isles mit ihren Wikinger-Nachfahren?«

»Genau. Die Anzahl der Männer spiegelt den Kampfstil wider – rasche, kühne Attacken kleiner Gruppen, die den Feind mit List und Überrumpelung in Angst und Schrecken versetzen.«

»Aber warum so geheim?«

»Angst kann eine mächtige Waffe sein, und Geheimhaltung wird die Angst im Herzen der Feinde noch steigern. Ist es Wirklichkeit oder nur ein Mythos? Wenn man nicht weiß, wen man sucht, lässt sich der Feind auch schwerer aufhalten.«

Lamberton tippte sich mit dem Finger ans Kinn, während er das Pergament studierte. Bruce wartete. Die Meinung des Bischofs besaß für ihn großen Wert – als Vorausblick auf andere Meinungen. Aber Bruce machte sich nichts vor. Seine Waffenbrüder zu überzeugen – seine ritterlichen Brüder – würde nicht leicht sein. Schließlich sagte Lamberton:

»Eine bestechende Idee, wie ich zugeben muss.«

Bruce, der spürte, dass Lamberton noch nicht ganz überzeugt war, setzte hinzu:

»Es geht um mehr. Was Ihr vor Euch seht, sind die Namen der größten Krieger Schottlands auf allen Gebieten der Kampf-

technik – von Waffenführung über Seefahrt, Aufklärung, Auswertung bis zu Infiltration. Bedenkt doch: Was auch immer gebraucht wird, welch scheinbar aussichtsloser Mission man sich gegenübersieht … ich werde die allerbesten Männer zur Verfügung haben. Denkt daran, was diese Männer allein vermögen, und stellt sie Euch dann gemeinsam vor.«

Lambertons Augen leuchteten auf, und er lächelte, wobei seine pfiffig-durchtriebene Miene mit seinem jugendlichen Äußeren und der priesterlichen Kleidung im Widerstreit lag.

»Das ist geradezu visionär.« Aus seinem Blick sprach Bewunderung.

»Eine revolutionäre Idee für eine Revolution.«

»Genau.« Bruce lächelte, erfreut von der Reaktion seines Freundes. Ausgewählte, hervorragende Krieger, die ohne familiäre oder feudale Verbindungen in kleinen Gruppen kämpfen – dergleichen war noch nie gewagt worden. Auf der Liste standen zwar einige, die miteinander in Fehde lagen, doch wenn man es schaffte, sie zusammenzuschweißen, boten sich gewaltige Möglichkeiten.

»Leicht wird es nicht«, sagte Lamberton, der wusste, was Bruce dachte.

»Diese Männer zu einen, ist nahezu ein Ding der Unmöglichkeit.«

»So wie die Einigung Schottlands unter meinem Banner?«

Lamberton legte den Kopf schräg und überlegte. Keines der beiden Ziele war leicht zu erreichen, doch durfte man sich von Widrigkeiten nicht abhalten lassen.

»Und wer wird diese Geheimarmee befehligen?«

Bruce deutete mit dem Finger auf den obersten Namen.

»Wer sonst als der Mann, der als größter Krieger der Western Isles gepriesen wird: Tormod MacLeod. Niemand ist ihm im Schwertkampf überlegen. Wie Wallace ist er ein Mann von

eindrucksvoller Statur, der ein beidhändiges Langschwert führt. Er soll einmal ein Dutzend Männer bezwungen haben, die ihn umzingelt hatten.«

Der Bischof zog einen Mundwinkel hoch.

»Übertreibung?«

»Zweifellos«, pflichtete Bruce ihm bei und erwiderte das schiefe Lächeln.

»Aber ein Mythos kann ebenso mächtig sein wie die Wahrheit. Die Barden singen bereits das Lob MacLeods und vergleichen ihn mit Finn MacCool. Wie der legendäre irische Held wird er nicht nur wegen seiner eigenen kämpferischen Qualitäten verehrt, sondern auch wegen jener seiner Mannen.«

Der Blick des Prälaten traf seinen. Es gab keinen größeren Helden unter den Gaelen als Finn MacCool, den Anführer der legendären, als Fianna bekannten Streitmacht. Ein großartiger Vergleich.

Bruce grinste, erfreut, dass sein Freund den Wert der Beziehung erkannt hatte.

»Ja, MacLeod hat ein Vermögen damit gemacht, Männer als Söldner in Irland auszubilden.«

»Er ist also käuflich?«

»Vielleicht.« Bruce zog stirnrunzelnd die Schultern hoch.

»Ihr kennt ja die Insel-Chiefs. Bestenfalls unberechenbar, schlimmstenfalls feindselig.« Erst seit einigen Jahrzehnten Untertanen der britischen Krone, hielten die eigenwilligen Insel-Chiefs sich noch immer für unabhängige Herrscher, für ›Seekönige‹, die über ein riesiges, abgeschiedenes Territorium geboten. Der Mangel an Lehnstreue wurmte Bruce, doch anders als seine Vorgänger wusste er, dass er auf die Highlander und die Isles angewiesen war, wenn er die Engländer bezwingen und eine Krone gewinnen wollte. Die westlichen Inseln waren nicht nur der Schlüssel zum Erfolg, sondern auch unverzichtbar für Handel

und Nachschub. Bruce strich sich übers Kinn, an dem die dunklen Haare seines kurzen Bartes spitz zuliefen.

»Ich werde ihm ein Angebot machen müssen, das er nicht ausschlagen kann.«

Lamberton blieb skeptisch.

»Seid Ihr sicher, dass es klug ist, Mylord? Diese Clan-Chiefs beugen sich keinem Zwang.«

Bruce grinste.

»Ich habe nicht die Absicht, Zwang anzuwenden. Das wird nicht nötig sein, Geld, Land, eine schöne Frau – jeder Mann hat seinen Preis. Man muss nur herausfinden, was der seine ist.«

Lamberton nickte wenig überzeugt.

»Dann steht Euer Entschluss fest?«

Bruce hielt inne. War er fähig, die ritterlichen Ideale der Vergangenheit für eine neue Art der Kriegführung völlig aufzugeben und alles zu vergessen, was er seit seiner Knabenzeit gelernt hatte?

Für den Sieg konnte er es. Vor allem aber musste er bereit sein. Und er zweifelte nicht daran, dass er mit dieser Armee bestens gerüstet sein würde.

»Ja, er steht fest. Diese Männer zusammenzubringen, wird nicht leicht sein. Unternehmt daher alles in Eurer Macht Stehende, um es zu erreichen. Ich werde die Truppe vielleicht eher brauchen, als wir uns wünschen.«

Lamberton sah ihn an. Beide waren von dem langen Weg, der sich vor ihnen erstreckte, ernüchtert. Ein Weg, von Nebeln verhüllt, mit ungewissem Ende.

Ein Frösteln durchlief ihn.

»Die Wolken ballen sich zusammen, Mylord.«

»Ja«, erwiderte Bruce voller Ingrimm. Sie hatten den Punkt erreicht, an dem es kein Zurück gab. Eingedenk der Worte Cäsars, ehe er den Bürgerkrieg gegen Pompeius begann, sagte er:

»*Alea jacta est.*«

Lamberton wiederholte die Worte in ähnlich resigniertem Ton und übersetzte:

»Die Würfel sind gefallen.«

Gott schütze uns alle.

1. KAPITEL

Der »größte Held seines Geschlechts«.

I.E. Grant über Tormod MacLeod

Dunvegan Castle, Isle of Skye
St. Michaelstag, 1305

Er würde ihn töten. Langsam.

Als der Geistliche das Schreiben vorgelesen hatte, senkte sich wie nach einem lauten Donnerschlag plötzliche Stille über die Halle. Die Gruppe von Männern, die sich in der großen Halle von Dunvegan Castle zusammengefunden hatte, stand in Erwartung seiner Entgegnung reglos da. In ihren wilden Gesichtern las er Empörung und Schock, Gefühle, die auch er empfand, aber hinter einer steinernen Fassade verbarg.

Allein auf dem Podium, lehnte Tormod MacLeod, Chief der MacLeods, sich auf seinem erhöhten Sitz vor und durchbohrte den Unglücklichen vor ihm mit seinen Blicken.

»Er hat *was* getan?« Die tödliche Ruhe seines Tones war nicht angetan, die Spannung zu lockern.

Der Geistliche erschrak und gab etwas von sich, das nur als Quietschen bezeichnet werden konnte. Das Schreiben flog aus seiner Hand und schwebte durch die verräucherte Luft, um auf dem mit Binsen bestreuten Boden zu landen. Tor trat mit dem Fuß auf das anstößige Stückchen Pergament. Als er sich danach bückte, konnte er unter seiner Ferse die ihm wohlbekannte kra-

kelige Schrift erkennen. Torquil MacLeod, sein um zwei Minuten jüngerer Zwillingsbruder, hatte ihm geschrieben.

Die Flammen der jüngsten Attacke auf das Dorf waren kaum erloschen und jetzt hatte sein Bruder dies getan? *Langsam*, schwor er sich, während er das Schreiben zu einer festen Kugel zerknüllte.

Der Geistliche fand seine Stimme wieder, die jedoch zitterte, als er auf Tors Frage antwortete.

»Eu-euer Bruder kann nicht hinnehmen, dass der Chief der Nicolson ihm seine Tochter verweigert. Er sieht sich gezwungen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.« Der junge Kleriker hielt inne und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

»Er hat gesagt, seine Liebe …«

»Genug davon!« Tors Faust landete mit dumpfem Aufprall auf der Armlehne des reich verzierten hölzernen Thronsessels. Es war einer seiner seltenen Wutausbrüche. Zorn rötete seine Augen.

»Ich … habe … genug … gehört.«

Liebe. Die allerdümmste Ausrede, wenn jemand sich wie ein Idiot aufführte. Er hätte es vorgezogen, Torquil hätte sich damit gerechtfertigt, dass Margaret Nicolson eine große Erbin war – was den Tatsachen entsprach – und er sie zum Besten seines Clans entführt hatte; dann hätte Tor zumindest versucht, für diesen ungeheuerlichen Mangel an Urteilsvermögen Verständnis aufzubringen.

Mit einer einzigen übereilten Tat würde Torquil einen Krieg entfesseln und alles gefährden, was Tor in den letzten zwanzig Jahren erkämpft hatte. Vor zwanzig Jahren hatte sein Clan am Rand des Untergangs gestanden – erst das Massaker, das viele Opfer, darunter seine Eltern, gefordert hatte, und dann die Jahre des Hungers. Harte Arbeit und Entschlossenheit hatten den

Clan gerettet, ihn erstarken und wohlhabend werden lassen. Tor konnte nicht zulassen, dass ein Krieg nun Not und Vernichtung über alles brachte, was er erreicht hatte. Eine eigenartige Position für einen Mann, der nichts anderes kannte – der seinen Namen und sein Vermögen dem Krieg verdankte –, doch sein Clan verdiente Frieden, und diesen wollte er ihm erhalten.

Die letzte Welle von Angriffen war schlimm genug gewesen. Im letzten Jahr war zweimal Vieh geraubt worden, die Ernte geplündert, die Felder gebrandschatzt. Feige Überfälle dieser Art waren vor allem den MacRuairis zuzutrauen. Hatten sie die Waffenruhe gebrochen, würde Tor dafür sorgen, dass sie es büßten.

Aber zuvor galt es einer unmittelbareren Bedrohung entgegenzutreten. Es galt, einen Weg zu finden, Nicolson zu beschwichtigen und einen Krieg abzuwehren. Sein Mund bildete einen schmalen, Ingrimm verratenden Strich. Fast war er versucht, seinen Bruder persönlich in Ketten zu Nicolson zu schleppen. Das würde diesem Genugtuung verschaffen.

Verdammt wollte er sein, wenn er den Hektor eines liebeskranken Paris in Gestalt Torquils abgeben und somit zulassen würde, dass sein Clan das Schicksal der Trojaner erlitt. Es gab viele Gründe für einen Krieg, eine Frau aber zählte nicht dazu.

Er und sein Bruder waren einander sehr ähnlich – zumindest war er dieser Meinung gewesen. Wo zum Teufel waren Torquils Pflichtgefühl und die Treue gegenüber seinem Clan geblieben? Er stieß einen unwilligen Laut aus. Das heiße Blut zwischen seinen Beinen hatte seinem Bruder vermutlich den Verstand getrübt.

Tor zwang sich zur Ruhe und bewahrte seine Fassung, was keine Auswirkung auf das Zittern des offenkundig zutiefst erschrockenen Mannes vor ihm hatte.

Tors Blick wurde unter der Last seiner Brauen schmal, als er den jungen Geistlichen maß. John war sein Name, wenn sein

Gedächtnis ihn nicht trog. Mittelgroß und von leichtem Körperbau war der Mann nicht der Typ, der Eindruck machte. Sein glattes braunes Haar war in einem Bogen um das glatte, narbenlose Gesicht geschnitten. Mit seinen ebenmäßigen, etwas ausdruckslosen Zügen schien er wie geschaffen für seinen Stand. Seine dünnen Arme waren für die Schreibfeder und nicht für das Schwert gemacht.

Tor sparte sich seine Kampfkraft für würdigere Gegner. Torquil sollte seinen Zorn zu spüren bekommen und nicht dieser grüne Junge. Welche Genugtuung war es denn, eine Maus zu zertreten? Wer Schwächere schlug – seien es Bediente, Kinder oder Frauen –, beschämte sich selbst.

Da der Geistliche neu war, wollte Tor ihm die Beleidigung vergeben. Diesmal.

»Zügelt Eure Angst, Mann«, fuhr er ihn an.

»Ich werde Euch nicht die Zunge herausschneiden, nur weil Ihr der Überbringer schlechter Kunde seid.«

Anstatt sich zu beruhigen, schien die Färbung des Geistlichen in ein noch krankhafteres Grau zu spielen. Pfaffen, dachte Tor angeekelt. Gelehrt, aber schwächlich. Für Empfindsamkeit fehlte ihm die Geduld. Der Kirchenmann würde sich eine dickere Haut zulegen müssen.

»Wo befindet sich mein Bruder jetzt?«

Der Mann schüttelte den Kopf, sodass sein vorstehender Adamsapfel hüpfte.

»Ich weiß es nicht, Chief. Der Bote ist gegangen, ehe man ihn befragen konnte.«

Falls Torquil noch einen Funken Verstand besaß, hatte er seine geraubte Braut gepackt und war mit ihr in der ewigen Verdammnis verschwunden – der einzige Ort, an den Tor ihm nicht folgen würde.

Murdoch, sein Vertrauter und Captain der Wache, trat vor,

um als erster seiner Männer das Wort zu ergreifen. Nicht Furcht war es, die die Wachen schweigen ließ, sondern Achtung vor Tors Urteil. Das Urteil sprach er allein.

»Ich werde ihn finden, *ri tuath.* Sehr wahrscheinlich hat er sich nach Irland oder auf die Isle of Man geflüchtet.«

Zu diesem Schluss war Tor selbst gelangt. Wie sie alle hatte sein Bruder den Großteil der vergangenen zwanzig Jahre als Söldner in Irland verbracht. Indem er Krieger nach Irland schickte, hatte Tor seinem Clan wieder Wohlstand verschafft. Er und seine Leute kannten sich in Irland fast so gut aus wie in ihrem heimatlichen Skye.

Er nickte.

»Nimm so viele Männer wie nötig.« Er sah Murdoch vielsagend an.

»Mein Bruder kann von Glück reden, wenn du ihn findest, ehe Nicolson ihn aufspürt.«

»Und wenn er nicht zurückkommen will?«, fragte Murdoch unverblümt.

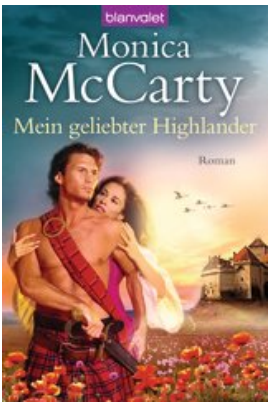
Niemand würde infrage stellen, wenn er Torquils Tötung genehmigte – trotz dessen Beliebtheit bei den Männern. Das Wort des Chiefs war Gesetz. Um seinen Mund erschien ein harter Zug, während er versucht war, genau diesen Befehl zu geben. Aber wie immer behielt er seine Gedanken für sich.

»Sag ihm, der Befehl käme direkt von seinem Chief.« Nicht einmal sein starrköpfiger Bruder konnte in diesem Fall den Gehorsam verweigern.

Er wünschte, er hätte daran gedacht, es ihm zu verbieten. Nach dem Verdruss, den die Entführung ihrer Schwester Muriel mit sich gebracht hatte, war er der Meinung gewesen, Torquil würde es besser wissen. Doch er hätte es voraussehen müssen, als die Verhandlungen scheiterten und Nicolson die Verlobung seiner Tochter mit dem Sohn MacDougalls verkündete.

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Monica McCarty

Mein geliebter Highlander
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37870-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Leidenschaftlich, ungezähmt, sinnlich

Der gefürchtete Highlander Tor MacLeod ist fest entschlossen, sich nicht in den Krieg gegen England verwickeln zu lassen. Niemand kann ihn dazu überreden – auch nicht die eigenwillige Christina Fraser, seine allzu verführerische Braut. Als Christina waghalsig versucht, seine Liebe zu gewinnen, gerät die schöne junge Frau zwischen die kriegerischen Fronten. Plötzlich steht Tor der gefährlichste Kampf seines Lebens bevor: Er muss Christina retten und ihr sein Herz öffnen – bevor es zu spät ist …

Der Titel im Katalog